

Miriam Davoudvandi • Das können wir uns nicht leisten

Miriam Davoudvandi

Das können wir uns nicht leisten

Was es bedeutet,
in Deutschland arm zu sein

btb

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Die den Kapiteln vorangestellten Zitate können als Destillat des jeweils nachfolgenden Kapitels gelesen werden.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

I. Auflage
Copyright © 2026 by btb Verlag
in der Penguin Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
produktsicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich Pflichtinformationen nach GPSR.)

Umschlaggestaltung: Anissa Carrington unter Verwendung
privaten Bildmaterials
Redaktion: Chris Tomas
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-76329-0

www.btb-verlag.de
www.facebook.com/penguinbuecher

Für meine Eltern.

Inhalt

Intro	9
Armut und Geburt	19
Armut und Wohnen	39
Armut und Schule	73
Armut und Studium	89
Armut und Freizeit	99
Armut und Essen	113
Armut und Fernsehen	121
Armut und Aussehen	131
Armut und (psychische) Gesundheit	167
Armut und Beziehungen	201
Armut und Aufstieg	231
Dank	249
Anmerkungen	251

Intro

Ich war vier Jahre alt, als ich das erste Mal spürte, dass wir arm sind. Es war Weihnachten 1996. Ein Fake-Weihnachtsmann, der sich absolut keine Mühe gegeben hatte, auch nur ansatzweise echt auszusehen, besuchte unseren Kindergarten. Wir waren alle schick angezogen und sollten dem Polyester-Bart-Mann ein Lied vorsingen, um uns unsere Geschenke zu verdienen – auch für uns Kinder sollte es nichts umsonst geben. Ich trug einen ockerfarbenen Cord-Anzug, oder wie die anderen Kinder sagten, kackbraun, den der Nachbarsjunge das Jahr zuvor getragen hatte. Seine Mutter spendete uns immer seine alten Kinderklamotten, aus denen er ausgewachsen war. Allerdings sah ich in dem Aufzug weniger nach Talentshow aus, sondern wie ein kleiner Sheriff aus einer verstaubten Kleinstadt, in der sein letzter wichtiger Einsatz schon lange zurücklag. Die anderen Mädchen trugen neue Kleider, rosa, mit Spitze, dazu weiße Strumpfhosen, noch ohne Löcher, weil frisch aus der Verpackung.

Ich war sieben Jahre alt, als ich das erste Mal verstand, dass wir arm sind. Es war der Tag meiner Einschulung. Meine

Eltern und ich liefen zu Fuß zur Schule, während die anderen mit ihren Familiencaddys vorfuhren. Ich hatte die billigste Schultüte von allen, wir wussten vorher nicht einmal, dass diese Schultüten ein Ding sind. Die Kinder aus meiner Klasse breiteten den Inhalt ihrer Tüten auf dem Boden aus und irgendwie sahen die anderen Füller, Tintenkiller und Radiergummis alle besser aus, so als würden die lange halten, als würde die Farbe auf den Außenverpackungen nicht absplintern und als würden die Patronen niemals austrocknen. Für mich hatte es für mehr nicht gereicht, wir lebten gerade vom mickrigen Krankengeld meines Vaters. Meine Mutter heulte damals den ganzen Tag, sie hatte ihre ganzen Hoffnungen in mich gesteckt, dass mit dem Tag meiner Einschulung auch unser gemeinsamer sozialer Aufstieg beginnen würde. Mein Vater hat auf fast allen Fotos die Augen zu, zu erschöpft war er von der Chemotherapie, die er gerade machte.

Ich war 22 Jahre alt, als ich verinnerlicht hatte, dass wir arm sind. Ich saß mit meinen Kommilitonen in der Mensa der Uni, das Wort hatte ich hier zum ersten Mal gehört, und sie erzählten davon, dass ihre Eltern ihnen ihr Kindergeld auszahlen würden. Hä, man kann sich das Kindergeld auszahlen lassen? Ihre Eltern würden sie finanziell supporten, Bildung sei ihnen sehr wichtig. Hä, meinen doch auch? Morgen sei WG-Party, ich sollte auch kommen. Kann nicht, muss arbeiten.

Es war gestern, dass ich wieder daran erinnert wurde, dass sich arm aufzuwachsen für immer einprägt. Ich hatte den

Briefkasten drei Wochen lang nicht geleert. Ich nahm allen Mut zusammen, steckte den Schlüssel, an dem ein Nazar-Anhänger hängt, der mich vor Bösem bewahren soll, in das Schloss und holte meine Post heraus. Erleichterung. Weit und breit nichts Gelbes. Warum auch? Ich verdiene doch mittlerweile Geld. Aber so richtig werde ich die Existenzängste nicht los.

Was bedeutet Armsein überhaupt? Es gibt viele Zahlen, die versuchen, Armut zu bemessen. Die Armutsgefährdungsschwelle beispielsweise, die sich am Nettoeinkommen im Vergleich zum Durchschnittseinkommen orientiert. So misst man auch Kinder- oder Altersarmut, das Armutsrisiko bei Frauen oder Studierenden. Es gibt unzählige Statistiken zu Armut, die auch in politischen Debatten angeführt werden. Wenn man den Fernseher einschaltet oder die Zeitung aufschlägt, ist aktuell überall die Rede von Kürzungen. Das Bürgergeld sei zu hoch, die Sanktionen seien nicht streng genug, Einschnitte im Sozialbereich seien notwendig, wir müssten alle sparen. Sparen, sparen, sparen, als ob ich das nicht schon mein ganzes Leben lang getan hätte. Diese Zahlen und Statistiken machen Armut abstrakt. Als wäre sie ein ungreifbares Phänomen. Ein spannendes soziologisches Thema, über das man mal debattieren könnte. Dabei ist Armut überall und wird tagtäglich von Millionen von Menschen gelebt. Armut schränkt nicht nur extrem ein, sondern kann einen mal langsam, mal schnell töten.

Ich bin eine Zahl in dieser Statistik – beziehungsweise war es die meiste Zeit meines Lebens. Die meisten dieser Zahlen kommen nie zum Sprechen. Das hat verschiedene Gründe. Armut hat keine Lobby. Es gibt niemanden in der herrschenden Klasse, der kurzfristig davon profitieren würde, wenn Armut beseitigt werden würde. Wenn über Armut geredet wird, dann in Extremen. Entweder jemand hält voyeuristisch eine Kamera drauf, um die zwanzigste Reeperbahn-Penny-Markt-Doku zu drehen, damit sich alle besser fühlen, die nicht wie die Assis auf der Straße leben. Oder wir sprechen über die wenigen Aufstiegsgeschichten, die uns Hoffnung machen sollen, stattdessen aber vor allem die Taschen derer vollmachen, die sie erzählen. Die Buchhandlungen sind voll mit Büchern darüber, wie man sein Geld vermehrt, wie man mit Finanzen umgeht. Auf diesen Erfolgsstorys wird so lange herumgeritten, bis wirklich alle glauben, Armut sei eine persönliche Entscheidung. Wozu dann noch diskutieren?

Arme Menschen denken, ihre Geschichten seien nicht erzählenswert, weil: Wo bleibt das Happy End? Aber Armut ist ein Spektrum und jede einzelne Geschichte verdient es, gehört zu werden, nicht erst, wenn jemand entweder aufgestiegen oder vor Armut verhungert ist.

Arme Menschen sind es nicht gewohnt zu sprechen. Oder dass man ihnen zuhört. Meist sind sie so sehr mit Arbeiten und dem bloßen Überleben beschäftigt, dass keine Energie bleibt, sich zu beschweren, geschweige denn auf die Barrikaden zu gehen. Ironischerweise sprechen arme Menschen sehr

viel mehr über Geld als Reiche. Wenn man arm ist, bestimmt Geld beziehungsweise die Abwesenheit davon alles. Es führt zu Stress, Streit, Resignation. Auch bei uns ging es von morgens bis nachts um die Arbeit, Leistung – und Geld. Diese Geschichten von unserem Küchentisch möchte ich erzählen.

Es gibt unzählige Begriffe für uns arme Menschen. Schnorrer, Sozialschmarotzer, Unterschicht, Assis, Abschaum – sogar Kevin. Wenn man politisch korrekter sein möchte, nennt man uns sozial schwache Menschen. In diesem Buch möchte ich Armut nicht romantisieren, nicht erzählen, was ich durch sie Tolles gelernt habe und dass arme Menschen doch zumindest alle so ein gutes Herz hätten. Aber ich möchte erzählen, dass wir alles andere als sozial schwach sind – weil wir lernen, uns durch eine Welt zu navigieren, die auf uns herabblickt. Ich erzähle nicht nur meine Geschichte, sondern auch die der vielen Menschen in meinem Leben.

Armut zieht sich durch das ganze Leben. Sie findet nicht nur an den offensichtlichen Schauplätzen statt. Oft heißt es ja: Solange man ein Dach über dem Kopf hat und nicht verhungert, ist alles okay. Aber Armut ist immer relativ. Sie steht in Relation zum Land, in dem du lebst, sogar zum Ort. Sie steht in Relation zum Umfeld, in dem du aufwächst und in dem du dich bewegst. Und sie steht in Relation zu deinen ganz persönlichen Bedürfnissen und zu dem, was du brauchst, um glücklich werden zu können. Auch arme Menschen haben ein

Recht auf ein würdevolles Leben, gefüllt mit Zeit, Liebe, Interessen, Hobbys, Kultur, Bildung, Leichtigkeit und vielem mehr. In diesem Buch soll es daher um relative Armut mitten in einem wohlhabenden Land gehen, um arme Menschen, umgeben von wohlhabenden – und was das mit einem macht.

Armut beeinflusst, wie wir denken, fühlen, lieben, sprechen, aussehen, uns anziehen, uns benehmen, essen, konsumieren, wohnen, ob wir psychisch und physisch gesund sind – und sogar, wie wir sterben. In diesem Buch starten wir da, wo Armut programmiert wird: im Mutterleib. Wir besuchen offensichtliche, aber auch weniger offensichtliche Schauplätze der Armut: die Schule, Uni, Arbeit. Wir schauen auf Freizeitgestaltung, Freundschaften und Beziehungen, Wohnungen, Psyche und Gesundheit, das Aussehen. Und enden da, wo ich heute bin: beim sozialen Aufstieg, bei dem Versuch, den Teufelskreis zu durchbrechen. Ob es gelingt?

Dieses Buch erzählt keine Migrationsgeschichte. Mein Vater flüchtete aus politischen Gründen Anfang der 90er mit meinen zwei Halbbrüdern aus dem Iran, verbrachte kurze Zeit in Rumänien, wo er meine Mutter kennenlernte. Er und meine Brüder gingen nach Deutschland – meine Mutter war einige Jahre alleinerziehend mit mir in Bukarest. Die Familie meines Vaters hatte in Teheran ein okayes Leben gehabt, sie gehörten dort zur Mittelschicht. Erst in Deutschland veränderte sich das, als er aufgrund seines Geflüchtetenstatus nicht sofort arbeiten durfte. Meine Mutter hingegen ist arm aufgewachsen.

Ihre Familie bestand aus einfachen Landwirten im ländlichen Rumänien und das Teuerste, das sie besaßen, war das Schwein im Stall. Als ich ungefähr sechs Jahre alt war, beschlossen meine Eltern, es sei besser, vor allem für mich, wenn meine Mutter und ich zu meinem Vater und meinen Brüdern nach Deutschland ziehen würden. Gesagt, getan.

Wie bei so vielen Migranten und Migrantinnen wurden auch die Abschlüsse meiner Eltern in Deutschland nicht anerkannt. Aus meinem Vater, der zuvor in der Flugzeugtechnik gearbeitet hatte, wurde ein Maler und Lackierer, aus meiner Mutter, die Krankenschwester gewesen war, eine Putzfrau. Zwar haben einige Dinge, die ich in diesem Buch beschreibe, mit unserer Migration zu tun. Aber Behördendeutsch nicht zu verstehen oder mit Bürokratie überfordert zu sein, ist kein exklusives Ausländerproblem. Ja, wir hatten mit der Migration die doppelte Arschkarte gezogen. Aber was ein Leben in Armut bedeutet, kann auch eine Familie in Ostdeutschland erleben, die alleinerziehende Mutter, der arbeitslose Mann, die Malocherfamilie aus dem Ruhrpott und ihre Kinder. Meine Familie und meine Geschichte sind nur exemplarisch, Fragmente dieser Geschichte finden sich in vielen Familien, die Erfahrungen mit Armut gemacht haben, denn Armut hat System.

Dieses Buch ist für alle, die in Victory-Schuhen statt Nikes rumgelaufen sind. Für alle, die sich geschämt haben, Freunde nach Hause einzuladen. Für alle, deren einzige Freizeitgestal-

tung Fußball oder die Glotze war, weil für alles andere kein Geld da war. Für alle, bei denen es zu Hause nie Ruhe gab – in den Räumen und den Köpfen. Für alle, die sich damals in den großen Häusern der Mitschüler und Mitschülerinnen und bis heute in bestimmten Räumen fehl am Platz fühlen. Für alle, die sich immer für ihre soziale Herkunft geschämt haben – und sich heute für die Scham schämen. Und für alle, die diesen Satz mehr als einmal gehört haben: Das können wir uns nicht leisten.

* * *

*In meiner Gegend fällt das Leben einem schwer
Guck, die Mutter ruft nach Hilfe,
doch keiner kann sie hören*

Haftbefehl & Manuellsen – Glaub an den Herrn

Armut und Geburt

Ich wurde in eine arme Familie reingeboren. Das heißt: Statistisch gesehen sollte ich auch arm bleiben, und zwar ein Leben lang. Armut ist nicht zwangsweise etwas, das sich im Laufe des Lebens entwickelt, vielleicht aufgrund einer unglücklichen Verkettung von Zufällen, von Pech oder schlechtem Wirtschaften über mehrere Jahre hinweg. In Armut wird man in den meisten Fällen schlicht und ergreifend reingeboren.

Es würde sich an dieser Stelle natürlich toll erzählen lassen, dass sich am Tag meiner Geburt düstere Sturmwolken zusammenbrauten und mein Leben dadurch schon symbolisch vorbestimmt war, schwierig zu werden, dass mein Schicksal schon qua Wetter verdammt war. Aber ich bin leider eine schlechte Lügnerin. Ich wurde, jetzt muss die Dramaturgie leiden, an einem lauwarmen, klaren Tag im Mai in Rumänien geboren. Den Weg ins Krankenhaus in Bukarest bestritt meine hochschwangere Mutter wortwörtlich mutterseelenallein, denn sie war, wie gesagt, in meinen ersten Lebensjahren alleinerziehend. Familie gab es sonst, bis auf eine Oma,

die weit entfernt auf dem Land lebte, nicht, zumindest niemand Verfügbaren. Und so trug meine Mutter neun Monate lang nicht nur mich, sondern auch viele Sorgen im Bauch.

Als älteste Tochter in ihrer Familie, der früh eingetrichtert wurde, sie müsse selbstständig sein und dürfe niemandem Umstände bereiten, rief sich meine Mutter ein Taxi für den Transport ins Krankenhaus. Der Fahrer war sichtlich unerfreut darüber, dass sich der Inhalt ihrer Fruchtblase schon unterwegs auf seinem Holzperlen-Sitzbezug ausbreitete. Aber alles hatte so schnell gehen müssen. Für schöne Vorbereitungen, Vorfreude, Saure-Gurken-Nutella-Kombinationen, Ikea-Besuche, Geburtsvorbereitungskurse, Massagen gegen die Dehnungsstreifen und das Herumexperimentieren mit Namen inklusive enttäuschter Gesichter von Familienmitgliedern, dass das Kind nicht ihren Namen erhält, der zum letzten Mal 1920 trendy war, war keine Zeit gewesen. Noch bis kurz vor meiner Geburt hatte meine Mutter als Krankenschwester gearbeitet – weil sie es musste. Mit gerade einmal 100 angesparten deutschen Mark, die in Rumänien damals immerhin etwas mehr wert waren als hier, und klirrender Zukunftsangst sollte nun ihr Leben als Mutter starten.

Ankunft im Krankenhaus, Narkose, Kaiserschnitt. Ich war da. Und wie sollte ich heißen? Diese Frage hatte sich meine Mutter in den bisherigen neun Monaten nicht gestellt. Sie schaute, so erzählte sie mir es später, die Krankenschwester so ratlos an, als hätte sie jemand nach den binomischen Formeln gefragt – Lehrer und Lehrerinnen verklickern einem

doch immer, man müsste die auch im Schlaf und in Extremsituationen draufhaben. Die Frau im Bett neben ihr hieß Miriam. Und da Armut, das wird dieses Buch noch einige Male beweisen, sehr pragmatisch macht, hieß ich dann halt Miriam. Hätte schlimmer laufen können.

Vier Rollen, ein elegantes, silbernes Gestell, ein rund geformtes neongrünes Schiebedach, das aussah wie ein Art-déco-Lampenschirm, und genügend Laderaum, um die wichtigsten Dinge zu verstauen, warteten danach auf mich. Great Gatsby trifft auf Charli XCXs »Brat«. Auf diesen Kinderwagen hatte meine Mutter lange hingesparrt. Weit vor meiner Geburt wusste sie, der Wagen würde ihre wichtigste Investition sein. Nicht die A-Klasse, aber auch kein schlechtes Teil.

Aber als ich gerade sechs Monate alt war, klaute einfach irgendjemand diesen verdammten Wagen. Vor unserer Haustür. Nicht einmal für eine halbe Stunde war meine Mutter in die Wohnung gegangen, sie hatte mich nur schnell vom Dreck vom Spielplatz befreien und danach den Wagen reinholen wollen. Aber da war der Scheißkinderwagen schon weg. Dabei ist dieser, neben Schnuller und der hypnotisierenden Kraft von Walt Disneys Filmen, die wichtigste Waffe einer alleinerziehenden Mutter.

»Die Armut des anderen war wahrscheinlich größer als meine«, sagt meine Mutter später nüchtern, als ich sie frage, was der Diebstahl für uns bedeutete. Mein Leben lang bin ich es gewohnt, dass meine Mutter unsere eigene Armut kon-

textualisiert, oder wie ich sage: relativiert. Ich weiß nicht, ob es die 33 Jahre sind, die seit diesem Vorfall vergangen sind, die sie heute so besonders besonnen machen. Oder die Tatsache, dass sie, die ihr Leben lang mit Armut zu tun hatte, immer mit denen mitfühlt, denen es noch schlechter geht. Schwer ist es zumindest nicht, Menschen zu finden, die ärmer dran sind.

Meine Mutter hat mich erst relativ spät bekommen, mit Anfang 40. Die Angst, mir nicht mehr bieten zu können, als ihr selbst damals geboten wurde, war ein wesentlicher Grund für ihre Entscheidung, die Schwangerschaft so weit hinauszuzögern.

Aufgewachsen ist sie in Brăţşani, einem Dorf im südlichen Rumänien. Brăţşani liegt in einer der ärmsten Regionen des Landes. Vor und nach der Schule half meine Mutter bei ihren Eltern auf dem Feld mit, in den Sommerferien holte sie sich ihren Sonnenbrand nicht vom Strandurlaub am Schwarzen Meer, sondern von den achttündigen Schichten bei der Maisernte. Viele Eltern erzählen davon, wie sie früher kilometerweit und bei Wind und Wetter zu Fuß zur Schule laufen mussten, so oft, wie diese Anekdote erzählt wird, ist sie fast zum Meme geworden. Aber ich habe diese löchrigen Straßen mit meinen eigenen Augen gesehen, die meine Mutter täglich entlangmarschiert war. Der Weg war anstrengend, neue Schuhe und Socken gab es nur einmal jährlich zu Ostern, wenn überhaupt. Noch heute erzählt sie mir von ihrem einen

Paar Socken, das sie immer wieder wusch und wusch und nähte und nähte. Es gibt keinen Feiertag, zu dem meine Mutter mir nicht Socken schenkt. Nicht aus Einfallslosigkeit, sondern aus Angst, sie könnten mir ausgehen. Immer mit dem Zusatz: »Die haben eine gute Qualität!«

Meine Mutter wurde nach der Schule, wie gesagt, Krankenschwester. Sie arbeitete in Früh- und Spätschichten, manchmal auch in 24-Stunden-Diensten. Wenn sie Frühschicht hatte, klingelte ihr Radiowecker um fünf Uhr. Mit einer weißen Palette voller bunten Lidschatten schminkte sie sich, nur ein Töpfchen leerte sich nach und nach, den anderen schenkte sie kaum Beachtung. Im überstimulierenden Kampf um Aufmerksamkeit traten währenddessen die Nachrichten im Radio und Fernsehen gegeneinander an. Das Nescafé-Instant-Kaffeepulver, denn richtiger Kaffee war selten und teuer, übergoss sie mit Wasser, das sie gerade auf dem Gasherd erhitzt hatte. Während die Make-up- und Kaffeeentscheidungen sehr routiniert ausfielen, entschied sich jetzt täglich eine Sache neu: Wo kommt das Kind unter? Im Kindergarten war ich immer die Erste, die hingbracht wurde, und die Letzte, die abgeholt wurde. Bis ich allerdings in den Kindergarten konnte – aber auch später noch, je nach Arbeitspensum und Öffnungszeiten des Kindergartens –, hatte meine Mutter eine beständige Rotation an Freiwilligen zum Babysitten erstellt. Irgendwann verbreitete sich das Gerücht, meine Mutter hätte ein Kindermädchen und Augenringe nur davon, dass sie nachts in die Disco ging.

Die Kindermädchen aber waren unsere Wahlfamilie, die wir gezwungenermaßen finden mussten, und die Augenringe kamen bestimmt nicht vom fünften »Sex on the Beach«, sondern vom Kind-und-Job-Jonglieren. In ihrem schon auseinanderfallenden Notizbuch standen die Nummern folgender Personen zur Auswahl, bereit, um von meiner Mutter in das weiß-vergilbte Drehscheiben-Telefon eingegeben zu werden:

- Onkel Mihai: Er war nicht wirklich mein Onkel, aber ich nannte ihn so. Ein gutaussehender Mann, wie aus der Marlboro-Werbung. Ich hatte mir immer heimlich erhofft, dass meine Mutter mit ihm eine Beziehung anfangen würde, weil er immer so zärtlich mit ihr und auch mit mir umging. Er war der erste Mensch, der mir beibrachte, dass ich keine Süßigkeiten von Fremden annehmen dürfe. Wenn er auf mich aufpasste, dann animierte ich ihn immer dazu, mit mir Spritztouren in seinem roten Dacia 1300 zu unternehmen.
- Florentina, die Schneiderin, bei der meine Mutter ihr erstes Zimmer mietete, als sie vom Dorf in die Großstadt zog. Sie brachte mir bei, wie ich für Puppen Kleidung nähen konnte. Ihr Sohn schickte mich immer los, um Kippen für ihn zu holen. Der Kioskbesitzer verkauft, glaube ich, immer noch Zigaretten an kleine Kinder.
- Gabriela, unsere ältere Nachbarin. Bei ihr reichte meistens ein Klopfen an der Tür. Ihr Geschirr wurde zu meinen Instrumenten, ihre Kreuzworträtsel zu meiner frühkindlichen

Bildung und die Telenovelas, die wir zusammen schauten, prägen bis heute meinen Hang zur Dramatik.

- Alex und Liviu, Gabrielas Söhne, mit denen ich stundenlang das Spiel, bei dem man Vögel abknallt, auf der Sega Mega Drive spielte. Manchmal überredete ich sie, mit mir runter zum Laden zu gehen, obwohl es keinen Einkaufsauftrag gab, nur damit ich mit den coolen, älteren Jungs gesehen werden konnte.
- Meine Patentante Claudia, die darauf bestanden hatte, dass ich einen unschönen orthodoxen Zweitnamen in der Geburtsurkunde stehen habe, den ich sicherlich nicht verraten werde, und ihre Großfamilie, bei der immer etwas los war. In ihrem riesigen Haus lebten ihre Eltern, die ich Oma und Opa nannte, ihre Schwester, die mir gemeinsam mit ihrem Freund Nirvana näherzubringen versuchte, ein sehr krimineller, aber liebenswürdiger und ein gar nicht krimineller, aber dennoch liebenswürdiger Bruder – und, kein Spaß, Haustauben. Quasi unsere eigene kleine Ghetto-Version von »Full House«.
- Doina, die Frau mit dem vollsten Haar und Herzen der Welt. Meine Mutter lernte sie mit ihrer Tochter, die etwas jünger war als ich, auf dem Spielplatz kennen. Wir wurden beste Freundinnen, also wurden sie es auch. Bis heute bleibt es für mich ein Wunder, wie die beiden es schafften, nicht jedes mal beim Streit ums Bezahlen an der Kasse umzukommen. Meine Freundin und ich führen diese Tradition bis heute fort. Mal passte Doina auf uns auf, dann gab es Car-

toons und Eis, mal passte meine Mutter auf uns auf, dann gab es handgeschnittzte Pommes und Musikvideos nonstop.

Es gibt noch unzählige weitere Namen. Was ich ausdrücken möchte: Wer alleinerziehend und/oder arm ein Kind erziehen möchte, braucht nicht nur ein Dorf um sich herum, sondern eine ganze Stadt. Wenige Menschen können es sich leisten, die Kindererziehung outzusourcen. Klar, es gibt Kindergärten, aber diese haben nicht open end geöffnet. Babysitter, Au-pairs, Nannys – jegliche Kindererziehung außerhalb des normalen staatlichen Krippen- und Kita-Betriebs kostet Geld. Und auch im System kostet Kinderbetreuung je nach Bundesland und Kommune mehr oder weniger. So besuchen beispielsweise nur 19 Prozent der ein- bis zweijährigen Kinder aus armutsbetroffenen Familien eine Kita.¹ Soziale Kontakte zu knüpfen, war für meine Mutter – genau wie für alle Menschen, die in prekären Verhältnissen leben – ein Überlebensmechanismus.

Die meisten ihrer Kontakte gabelte meine Mutter in dem Krankenhaus auf, in dem sie arbeitete: ehemalige Patienten und Patientinnen, Kollegen und Kolleginnen oder Angehörige, mit denen sie Kippen teilte, während diese gestresst auf die Besserung ihrer Liebsten warteten. Außerhalb ihrer Arbeit gab es wenige Räume, die meiner Mutter betrat. Diese Beziehungen waren transaktional und bedingungslos zugleich. Einerseits brachten sie mir bei, dass Familie nicht aus Vater-Mutter-Kind bestehen muss und dass nicht nur Blutsverwandtschaft Familie bedeutet. Andererseits, bei aller Selbst-